

SHLOMO
BIRNBAUM &
RAFAEL
SELIGMANN



Ein Stein auf meinem Herzen

Vom Überleben des
Holocaust und dem Weiterleben
in **Deutschland**

HERDER

Shlomo Birnbaum | Rafael Seligmann

Ein Stein auf meinem Herzen

Vom Überleben des Holocaust
und dem Weiterleben in Deutschland



© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2016
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Umschlaggestaltung und Umschlagmotiv: © Christoph
Pittner (Pittner-Design)

E-Book-Konvertierung: Carsten Klein, München

ISBN (E-Book) 978-3-451-80842-5
ISBN (Buch) 978-3-451-37586-6

In Gedenken an

*Meinen Vater Jehide Arie Leibisch Birnbaum
Meine Mutter Chenka Birnbaum und meine Geschwister
Ester, Jakob, Hirsch und Abraham
Meinen Onkel Aron Birnbaum, seine Frau Frimet und
deren Sohn Sruli*

sowie für

*Meine Frau Helen, unsere Kinder Zwi, Abi, Ilan und Ester
und unsere Enkelkinder*

INHALT

[Impressum](#)

[Widmung](#)

[Der Schmerz bleibt](#)

[Kindheit](#)

[Krieg](#)

[Im Großen Ghetto](#)

[Kleines Ghetto und Arbeitslager](#)

[Befreiung](#)

[Deutschland](#)

[Anstand](#)

[Danksagung](#)

[Über die Autoren](#)



Shlomo Birnbaum 1946

DER SCHMERZ BLEIBT

»Alle raus! Schnell! Schnell!«

Sie haben uns entdeckt. Die letzten Tage hat mir Vater eingeschärft, ständig mein Versteck im Kleinen Ghetto von Tschenstochau zu wechseln. Mal habe ich mich in dem Hohlraum unter einer Treppe verkrochen, dann in einem Schuppen oder auf dem Speicher eines Möbellagers. Gestern Abend bin ich in einem Keller untergekommen. Hinter einem Bretterverschlag habe ich mit etwa zwanzig Männern, Frauen und Kindern die Nacht verbracht.

Jetzt stürzen zwei SS-Männer die Treppe herunter und »machen uns Beine«, indem sie mit ihren Gewehrkolben wahllos auf uns eindreschen.

Wir müssen uns auf der Straße aufstellen. Immer drei nebeneinander. »Durchzählen. Sonst Maul halten!«

Hinter mir steht eine Frau mit einem kleinen Kind auf dem Arm. Sie versucht, sein Weinen zu ersticken.

Ein deutscher Lastwagen braust heran. Ich weiß, was das heißt: Abtransport – zum Erschießen. Mein Mund ist trocken.

Von der anderen Seite naht ein Pferdefuhrwerk. Vater! Ich will laut aufschreien. Doch Vaters Blick verbietet mir das.

Ein SS-Mann brüllt Vater an: »Was machst du da?« »Ich bin der Fuhrmann«, antwortet Vater ruhig. »Ich soll hier warten mit meinem Pferd und dem Wagen. Befehl vom Herrn Scharführer!« Vater befestigt die Zügel, ergreift seine Peitsche und steigt vom Bock herunter.

Unvermittelt gehen die SS-ler weg. Sie befehlen polnischen Polizisten, uns zu bewachen, bis sie zurückkehren. Vater kommt auf uns zu. Er ist noch immer ruhig. Er rennt nicht, geht gefasst, ohne zu zittern.

»Was machst du da?«, schreit ein Pole. Vater bleibt beherrscht. »Ich pass auf! Wie du auch ...«

Der polnische Polizist ist unschlüssig, wie er auf Vaters Antwort reagieren soll. Während er noch überlegt, wendet sich Vater an mich. Er spricht leise, doch bestimmt: »Renn weg, Shlojme! Sonst biste toit! Nicht auf den Laster! Renn, was du kannst!«

Ich laufe los. Direkt einem SS-Mann in die Arme. Ich kenne ihn. Schlosser heißt er. Er packt mich, zückt seine Ledergerte und beginnt auf mich einzuprügeln. Tränen schießen mir in die Augen. Doch ich darf nicht schreien. Mein Blick ist auf Vater gerichtet. Er muss zusehen, wie ich geschlagen werde.

Endlich hört der SS-ler auf, mich zu malträtieren. Er stößt mich zur Menschenreihe und brüllt: »Du rennst nicht noch mal weg!« Dann klopft er seine Uniform gerade, als ob nichts geschehen wäre, und geht weiter.

»Loif, Shlojme! Lauf!«

»Tate ...«, keuche ich, »er hot mich a soi geschlagn. Ich kunn necht ...« »Du musst, Shlojme. Lauf! Sonst derharget er dich. Renn!«

Vaters Anweisung ist stärker als Angst und Schmerz. Wieder laufe ich los. Diesmal schaffe ich es bis zur nächsten Ecke. Ich höre den SS-Mann schreien: »Der Judenbalg ist wieder weg ... Hinterher!« Ich renne weiter. Die Luft brennt in meiner Lunge. Als der Schmerz zu groß wird, stürze ich in ein Haus, stoße eine Wohnungstür auf und schlüpfte hinein. Die Tür fällt ins Schloss. Mit jedem Atemzug bebt mein ganzer Körper. Vor Angst und Erschöpfung kriege ich kaum Luft.

Draußen Geschrei und Gepolter. Die Tür, hinter der ich stehe, wird aufgestoßen. Sie haben mich ...

»Da ist er nicht ...«, höre ich die Stimme meines Vaters.

»Weiter! Sucht ihn woanders. Bis ihr ihn findet! Den will ich haben!«, befiehlt der SS-Mann. »Los!« Die Schritte entfernen sich.

Ich sacke in die Knie. Das Blut pocht mit jedem Herzschlag in meinen Ohren. »Ha Malach ha goel« ... Als

Kind habe ich zum »rettenden Engel« gebetet. Seit die Deutschen hier sind, ist der Engel verschwunden.

Aber Vater ist geblieben.

Vater ist immer da, wenn ich glaube, es ist vorbei. Immer! Nie hat er gefehlt. Er ist mein Malach ha goel - mein rettender Engel.

Ich halte meinen ersten Enkel im Arm. Sein Name ist Arie, was Löwe bedeutet. Der Junge kommt 1992 zur Welt. Ich betrachte das kleine Lebewesen und hoffe, dass das Kind ein gutes Leben, ein sicheres Leben, ein Dasein ohne Bedrohung und Verfolgung haben wird. Unwillkürlich kommen mir die Segensworte in den Sinn: »Möge der Herr dich beschützen auf all deinen Wegen und bei all deinen Taten.«

Ich halte inne. Seit ich 15 bin, habe ich nicht mehr zu Gott gebetet. Damals, 1942, als das Böse herrschte, dessen Opfer meine Mutter, meine Geschwister und bald auch unsere ganze Gemeinde wurden, habe ich meinen Glauben verloren.

Mein Enkel ist in München geboren. In Deutschland, wo ich nie sein wollte und doch die letzten siebzig Jahre, also fast mein ganzes Leben, verbracht habe. Hier habe ich eine Familie gegründet. Ich habe meine Frau Helen aus Israel hierher gebracht. In München sind unsere Kinder zur Welt gekommen, nun auch Enkelkinder. Dass all dies Segensreiche, das uns widerfahren ist, in einem Land geschah, das zu keiner Zeit das meine war, werde ich niemals verstehen. Doch ich habe im Lauf der Jahre gelernt, dass das Dasein voller Widersprüche ist.

Ich will alles dafür tun, dass der Kleine unbeschwert aufwachsen kann. Anders als ich, soll Arie niemals erleben müssen, dass er als Jude beschimpft, gedemütigt und verfolgt wird. Ist Deutschland dafür das richtige Land? Gibt es überhaupt ein Land, wo man sich als Jude sicher fühlen kann? Einschließlich Israel?

Mit dem Einmarsch der Deutschen in Polen war meine Kindheit zu Ende. Danach bin ich im Gehenom, in der Hölle, erwachsen geworden. Zuvor wurden wir Juden von unseren polnischen Nachbarn drangsaliert. Wir kannten es nicht anders. Doch ab September 1939, als die deutsche Wehrmacht und in ihrem Gefolge die SS-Verbrecher in Polen einfielen, herrschten Angst, Schlechtigkeit, Grausamkeit, Tod. Fast meine ganze Familie und Millionen Menschen meines Volkes sind ermordet worden.

Damals hat sich ein Stein auf mein Herz gelegt. Und trotz des Guten, das mir später vergönnt war, unsere Heirat, das Aufwachsen unserer Kinder und Enkel - alle Freude und Genugtuung vermochten nicht, diesen Stein abzuschütteln.

Mein Überleben habe ich meinem Vater Arie Leib Birnbaum zu verdanken. Seine Stärke, sein Mut, seine Tatkraft, seine Klugheit, vor allem seine Besonnenheit haben mich immer wieder gerettet.

Diese Eigenschaften will ich meinem ersten Enkel - und den vielen Enkeln, die ihm mittlerweile gefolgt sind - mit auf ihren Lebensweg geben.

KINDHEIT

Großvater legt seine Hand auf meine Schulter. Er redet leise, nie hebt er seine Stimme. Auch nicht, als er mit meinem Melamed, meinem Lehrer, spricht. Aber Großvater redet so, dass der Moreh nicht anders kann, als ihm zu folgen: »Du wirst das Kind nie wieder schlagen!«

Ich bin fünf Jahre alt. Seit zwei Jahren lerne ich – ungerne – im Cheder, der Lernstube. Auf dem Weg dorthin trödele ich, spiele mit allem, was mir auf der Straße begegnet. Oft passiert auch Unliebsames. Polnische Nachbarjungen haben es wieder einmal auf mich abgesehen. Den kleinen Jid, wie sie mich nennen. Pünktlich und ohne Schläge zum Unterricht komme ich nur, wenn Vater oder Großvater mich auf unserem Fuhrwerk mitnehmen und direkt am Cheder abliefern.

An der Tür angekommen, stelle ich mich auf die Zehenspitzen, ergreife die schwere Klinke, ziehe sie herunter und öffne die Pforte. Drinnen riecht es nach Feuchtigkeit, alten Büchern, Kindern und unserem Melamed. Zwölf Buben unterrichtet er. Es gibt noch kleinere als mich, doch die meisten sind ein paar Jahre älter. Wir sind um einen schweren Holztisch platziert. Die Jüngsten von uns reichen mit dem Kopf gerade über die Platte. Die ist übersät mit zerfledderten Büchern. Der Melamed unserer kleinen Religionsschule hat einen langen dunklen Bart und trägt ein weißes Hemd, darüber eine schwarze, fadenscheinige Weste. Auf seinem Haupt hat er eine schwarze Kippa. Meist steht er oben am Tischende. Doch wenn er sich veranlasst sieht, um den Tisch herumzugehen, zieht man besser den Kopf ein.

Der Melamed soll ein kluger Mann sein. Vater behauptet, er habe den Verstand eines Rabbis. Warum steht er dann nicht in der Synagoge vorne in prächtigen Kleidern, statt

uns im Cheder zu plagen? Unser Melamed trägt den Namen eines Propheten: Ezechiel. Jiddisch: Chaskel. Er hat sein ganzes Leben dem Studium der Thora, des Talmud, gewidmet. Es gibt viele, viele gelehrte, fromme Männer wie unseren Moreh im Polen meiner Kindheit. Sie haben ihre von Jahr zu Jahr um ein Kind größer werdenden Familien zu ernähren. Ich weiß, dass der Melamed auf das Geld, das er für den Unterricht von uns Jungen im Cheder bekommt, angewiesen ist. Damit muss er auskommen. Und damit, was ihm seine Eltern und Schwiegereltern vielleicht zustecken.

Der Cheder ist eng, mein Sitznachbar schwitzt, und auch mir ist warm. Staubflocken tanzen im Sonnenlicht, das von draußen durch die ungewaschenen Scheiben fällt. Die Kleinsten pauken das hebräische Alphabet. Laut sagen sie mit ihren Stimmchen her: Alef, Alef, Beth, Beth, Gimmel ... Immer wieder. Bis es in den kleinen Köpfen fest sitzt. Wir Größeren lernen schon aus der Thora. Auswendig müssen wir die Worte beherrschen, die uns der Chumash (jiddisch »Chumesh«), die Fünf Bücher der Thora, überliefert. Ein Jude hat die Thora zu kennen, sonst ist er kein Jude, sagt unser Melamed. Parascha für Parascha, Abschnitt für Abschnitt, wiederholen wir so lange, bis wir uns die Worte für immer gemerkt haben. Auswendiglernen schult das Gedächtnis für das ganze Leben. Darum nennt man den Cheder, ja selbst die Synagoge, Schul'. Oft deklamieren wir auch die Texte in dem aus undenklichen Zeiten herrührenden Singsang. Das hilft, uns den Stoff besonders gut einzuprägen. Wir lernen Gebete und Brachot, die Segenssprüche. Hier und zu Hause werden wir von Kindesbeinen mit den 613 Gesetzen vertraut gemacht, die das Dasein der gläubigen Juden ausmachen.

Aber das Leben, das mich beschäftigt, muss mir nicht eingetrichtert werden. Es ist draußen, im Freien. Auf dem Fensterbrett haben sich zwei Tauben niedergelassen. Sie rucken mit den Hälsen und glätten ihr Gefieder in der

Sonne. Ich höre ihr Gurren durch die Scheiben. Ich habe Tauben gern. Am liebsten hätte ich zu Hause einen Schlag, in dem ich sie halten kann. Ich habe beobachtet, wie ein Händler die Vögel auf der Straße verkauft. Ich würde sie fliegen lassen. Hoch im Himmel würden sie frei ihre Kreise ziehen und dann zu mir zurückkehren ...

Eine Kopfnuss des Melamed reißt mich aus meinen Fantasien. Er hat mich zum Hersagen aufgerufen. Aber ich habe ihn nicht gehört und den Text gerade vergessen.

»Shlojme?!«, droht der Lehrer. »Was haben wir heute gelernt?«

Ich bringe kein Wort heraus. Die anderen Kinder gucken zu mir herüber. Neugierig. Und schadenfroh. Ich zucke mit der Schulter. Senke meinen Blick. Ich weiß, was jetzt kommt.

»Hände!«

Das Holzlineal saust auf meine Finger nieder. Einmal, zweimal, immer wieder. Der Schmerz treibt mir die Tränen in die Augen. Als der Lehrer endlich aufhört, springe ich auf und laufe aus der Stube. Sie sollen nicht sehen, dass ich weine.

Zu Hause zieht Großvater ein Taschentuch hervor, trocknet meine Tränen und heißt mich, meine Nase zu putzen. Was ist geschehen? Ich berichte ihm von den Schlägen mit dem Lineal. »Die Tauben haben so laut gerufen, dass ich aus dem Fenster gucken musste. Aber nur kurz ...« Großvater lächelt. Ich erzähle ihm, dass der Melamed uns an den Ohren reißt, wenn wir nicht aufmerksam sind, Backpfeifen verteilt, wenn wir nicht sogleich alles richtig hersagen. Ich verkünde auch, dass ich nie mehr in den Cheder gehen werde. Großvater hört meinem Klagen wortlos zu. Dann steht er auf, nimmt mich bei der Hand. Zusammen gehen wir den Weg hinunter zur Lernstube. Bei Großvater gibt es kein »Ich will nicht.« Alle folgen ihm. Selbst mein Tate, mein Vater, und sein Schwiegersohn.

»Chaskel! Du wirst bezahlt, die Kinder zu lehren«, sagt Großvater zum Melamed. »Nicht, um sie mit deinen Händen zu strafen!« Er sieht den Lehrer fest an: »Allein Vater und Mutter wissen, wann ein Kind zu strafen ist und wie – nicht du!« Es ist ganz still im Raum, der sonst von Kinderstimmen erfüllt ist. So etwas hat hier noch niemand gehört. Großvater dreht sich um: »Komm, Shlojme!« Zusammen verlassen wir den Cheder und gehen nach Hause.

Meine Familie und ich wohnen in der ulica Warszawska Nummer 164. Unsere Straße führt von Tschenstochau in die Hauptstadt Polens. An unserem Haus verrinnt die Stadt. Sie geht ins Land über. Um uns herum erstrecken sich Felder und Weiden. Wir sind nicht arm, wir sind nicht reich. Wir haben genug zu essen, besonders gut am Schabbat, und das Dach über dem Kopf gehört uns. Am wichtigsten ist, dass man Gottes Gebote befolgt und zufrieden ist, sagt mein Tate. Und rezitiert in der Tonlage unseres Melameds seinen Lieblingssatz aus den Pirkei Avot, den Sprüchen der Väter: »Wer ist reich? Der mit seinem Los zufrieden ist.«